

Tutzing Studien zur Politik



Münch | Mocikat | Gehrman | Siegmund [Hrsg.]

Die Sprache von Forschung und Lehre

Lenkung durch Konzepte der Ökonomie?



Nomos



AKADEMIE FÜR
POLITISCHE BILDUNG
TUTZING

© Nomos Verlagsgesellschaft mbH

Inhaltsverzeichnis

URSULA MÜNCH/JÖRG SIEGMUND Politische Bildung und Wissenschaftssprache – eine Einführung	9
RALPH MOCIKAT Internationalisierung und Wissenschaftssprache – eine Einführung	13
HERMANN H. DIETER Zusammenfassungen der Beiträge	15

I. Unternehmerisches Denken und Wissenschaft

GERHARD MÜLLER Die Universität zwischen unternehmerischer Lenkung und Bildungsauftrag? Anmerkungen aus dem Blickwinkel einer unternehmerischen Universität	23
RICHARD MÜNCH Wissenschaft im Wettbewerb strategisch operierender Universitäten	29
CHRISTOPH KOCH Dimensionen des Themas Ökonomisierung der Wissenschaft. Reflexion über Sprache tut not	41

II. »Ökonomisierte« Bewertung von Wissenschaft

SIEGFRIED GEHRMANN Die Ökonomisierung des Sprachlichen. Eine Bestandsaufnahme über die Zukunft der Nationalsprachen als Wissenschaftssprachen	55
---	----

EVA SCHLOTHEUBER

Potenzial und Aufgaben der Geisteswissenschaften und die Folgen
der ökonomisierten Bewertung von Forschungsergebnissen 77

THOMAS LOEW

Bewerten, Begreifen, Befördern. Thesen zu mehr Transparenz und
wechselseitiger Vernetzung im globalen wissenschaftlichen Austausch .. 83

III. Anglophonisierung der Wissenschaft

RALPH MOCIKAT

Die Anglophonisierung der Wissenschaften
als Folge ihrer Ökonomisierung? 91

WINFRIED THIELMANN

Ist die Anglophonisierung der europäischen Wissenschaft ein
Problem? Überlegungen zur Sprachenfrage in den Wissenschaften 97

CORNELIA SCHU

Konsequenzen der Anglophonisierung für internationale
Studierende und wissenschaftliche Politikberatung. Integration und
Dialogfähigkeit sichern 111

JUTTA VON CAMPENHAUSEN

Wissenschaftskommunikation braucht die Landessprache. Plädoyer
für eine vielsprachige Wissenschaftskommunikation 121

IV. Internationale Perspektiven

PAVO BARIŠIĆ

Plädoyer für mehrsprachige Wissenschaft. Blick aus Kroatien auf
Deutsch als Wissenschaftssprache 131

HANS GOEBL

Kritische Anmerkungen eines österreichischen Philologen zum
Problemfall English only 149

THOMAS CORSTEN

Internationalität, Internationalisierung und Anglomanie. Die Folgen
für die Geisteswissenschaften in Österreich 167

V. Positionen der Politik

JOHANNES SINGHAMMER

Hegemoniebestrebungen zugunsten der englischen Sprache 183

ULRICH STEINBACH

Deutsch als Wissenschaftssprache – Gebot oder Wettbewerbsnachteil? .. 191

VI. Bilanz einer Tagung

PETER L.W. FINKE

Stressfaktoren der professionellen Wissenschaft: Ökonomischer Druck und zunehmende Monolingualität. Bilanz einer wichtigen Tagung 205

OLGA RÖSCH / GÜNTER-ULRICH TOLKIEHN

Zum Diskurs über die Sprache in der Wissenschaftskommunikation ... 215

Tutzinger Forderungen 225

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 227

Kritische Anmerkungen eines österreichischen Philologen zum Problemfall English only

I. Einleitung

Da der anstehende Sachverhalt – English only – überaus dynamisch ist und sich in den letzten Jahrzehnten über Zeit und Raum in vielfältigen Ausprägungen entwickelt hat, halte ich es für angebracht, eingangs meinen eigenen Beobachtungs- und auch Bewertungsstandpunkt genau zu definieren. Ich gehöre dem Jahrgang 1943 an, habe zwischen 1962 und 1967 an der Universität Wien Romanistik, Klassische Philologie sowie Philosophie studiert und nach verschiedenen akademischen Peregrinationen von 1982 bis 2012, also über einen Zeitraum von 30 Jahren, an der Universität Salzburg das Fach »Romanische Philologie (Sprachwissenschaft)« als Ordinarius vertreten. In diesem Zeitraum hatte ich von 2000 bis 2008 die Ehre, bei der österreichischen Forschungsförderungsorganisation FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich) die Fächergruppe »Sprach- und Literaturwissenschaften« als Referent zu betreuen. Dieser Umstand ist zum besseren Verständnis einiger der nachfolgenden Passagen durchaus bedeutsam.

Das von mir im Laufe meiner Studien übernommene und später in meiner Aktivzeit als Professor vertretene Konzept der Romanistik sah beziehungsweise sieht in dieser eine in vielerlei Hinsicht mehrsprachige Wissenschaft: mehrsprachig durch die vergleichende Betrachtung aller romanischen Sprachen und Kulturen (unter als unverzichtbar erachtetem Einbezug der Grundsprache Latein) sowie mehrsprachig durch die der Vielfalt der Romania entsprechende Bewirtschaftung der eigenen Sprachkompetenzen. Ich habe mich in der Tat – aufbauend auf den schulisch erworbenen Kenntnissen von Französisch und Latein (plus, of course, auch von Englisch) – ab Studienbeginn mit großem Engagement und einer nicht weniger großen Freude um die zusätzliche Erlernung der mir bis 1962 unbekannteren romanischen Sprachen gekümmert. Das war aber damals für Studenten dieses Faches keine wie immer geartete Besonderheit, sondern entsprach dem, was meine bezie-

hungsweise unsere Lehrer *ex cathedra* und privat als eine vernunftgebotene und zudem sachgerechte Empfehlung an ihre Schüler weiterzugeben pflegten.

Ich schreibe hier als Geisteswissenschaftler, genauer: als Vertreter eines philologischen Faches, und nehme dabei implizit an, dass meine einschlägigen Befunde und Sorgen auch von den Vertretern aller historischen (und wohl auch ästhetischen) Disziplinen geteilt werden. Es mag aber durchaus sein, dass heutzutage im Rahmen der Geisteswissenschaften die Sozialwissenschaften und vielleicht auch die Philosophie hinsichtlich *English only* schon auf anderen Pfaden wandeln.

Mit Nachdruck soll hier aber auch erwähnt werden, dass ich mir der beträchtlichen Unterschiede zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften (einschließlich Medizin und Ingenieurwissenschaften) voll bewusst bin und diese daher zur Gänze aus meinen Überlegungen und Bewertungen ausklammere.

Die nachstehenden Darstellungen mögen auch – wiewohl das *prima vista* fast unmöglich zu sein scheint – von den Lesern keineswegs als haltloses Lamentieren aufgefasst werden. Man sehe darin vielmehr die Diagnose eines prinzipiell vom wissenschaftlichen Mehrwert der Mehrsprachigkeit überzeugten Fachvertreters, die dieser vor dem Hintergrund einer immer endemischer werdenden Einsprachigkeit (*English only*) abgibt.

2. Diagnose

Kurz vorweg: in den österreichischen Geisteswissenschaften entspricht der Stellenwert von *English only* vollauf dem, was man in anderen europäischen Ländern und Kulturen auch feststellen kann. Leider wird des Öfteren übersehen, dass im Bereich der inner- und außeruniversitären wissenschaftlichen Kommunikation keineswegs nur das Deutsche laufend vor dem Englischen zurückweicht. Tatsache ist vielmehr, dass dieser Verdrängungseffekt alle nicht-englischen Sprachen Europas betrifft und dass wirklich überall auf der Ebene der direkt beobachtbaren Fakten und der indirekt wirksamen Motivationen im Grunde dieselbe Situation vorliegt. Da ich als Romanist den weiten geografischen Bogen zwischen Lissabon und Bukarest (und zurück über Pazifik und Atlantik) im Dauervisier habe, kann ich das in aller Deutlichkeit sehen.

Dass dieser Sachverhalt aber paneuropäische (und darüber hinaus weltweite) Relevanz hat, kann man unschwer auch im direkten Gespräch mit geografisch und historisch analog ausgerichteten Disziplinen (wie Slawistik,

Skandinavistik, Finno-Ugristik, Klassische Philologie, Klassische Archäologie etc.) feststellen.

Meiner Erinnerung zufolge gehen Vorläuferphänomene des heute beobachtbaren English only auf die späten 1970er-Jahre zurück und haben sich erst während der 1990er-Jahre zu jener Intensität verdichtet, die wir heute kennen. Es steht außer Zweifel, dass es sich bei English only um ein umfassendes soziales Wandelphänomen handelt, wobei man recht gut weiß, dass sich derartige Prozesse in aller Regel in der Gestalt eines querliegenden (und langgestreckten) S – das heißt in der Abfolge: (1.) langsames Aufkommen, (2.) steiler Anstieg, (3.) flache Endverdichtung – entfalten. Wahrscheinlich stehen wir derzeit bereits in der letzten der drei Phasen.

Bekanntlich fungieren Sprachen in den Geisteswissenschaften – anders als in den Naturwissenschaften – sowohl als Untersuchungsobjekte als auch als Kommunikationsmedien. Zudem hatten und haben sie in beiden Funktionen für die größere Gemeinschaft ihrer Sprecher und die kleinere Gemeinschaft ihrer »Analysten« (Wissenschaftler) eine identitätsstiftende und kontinuierlichkeitssichernde Funktion, die beide den Naturwissenschaften prinzipiell abgehen.

Dazu ein kurzer Rückblick: Zunächst erinnere ich an die seit dem Frühhumanismus des 15. Jahrhunderts langsam ablaufende Ersetzung des vorher allein dominierenden Lateins durch eine Vielzahl europäischer Wissenschaftssprachen, dann aber auch daran, dass seit dem endgültigen Zerfall des (damals schon mehrheitlich christianisierten) Römischen Reiches (476 n. Chr.) nicht nur die beiden christlichen Religionen (im Westen: römisch-katholisch, im Osten: griechisch-orthodox), sondern auch die damit verbundenen Schriftkulturen sich einander keineswegs nur christlich-brüderlich, sondern mit zunehmender Skepsis gegenüberstanden.

Im römisch-katholischen Westen des untergegangenen Römischen Reiches drückte sich diese Skepsis durch die fast als programmatisch zu bezeichnende Ignorierung beziehungsweise Ablehnung all dessen aus, was in griechischem Gewand auftrat: In unzähligen mittelalterlichen (lateinischen) Handschriften findet man neben Erwähnungen oder gar Zitaten von auf Griechisch niedergelegten Sachverhalten den (letztendlich als Armutzeugnis zu wertenden) Kurzvers: »Quod Graecum est, non legitur« (»Weil es griechisch ist, wird es nicht gelesen. / Was griechisch ist, wird nicht gelesen.«).

Dem vorhin erwähnten frühneuzeitlichen Aufkommen einer Vielzahl von miteinander konkurrierenden nicht-lateinischen Wissenschaftssprachen entsprach auch die Entstehung einer Vielzahl voneinander mehr oder weniger verschiedener Kognitionskulturen (»Weltbilder«), die die Basis für den in allen Geschichtsbüchern Europas überaus positiv vermerkten sozialen,

zivilisatorischen, kulturellen und technologischen Fortschritt seit der frühen Neuzeit darstellten.

Dass mit der geistigen Emanzipation von einer nicht als »proprial« anzusehenden Dachsprache (hier: Latein) ein ganz besonderer Reiz beziehungsweise auch Stimulus verbunden sein konnte (beziehungsweise kann), hat sich in weiterer Folge erneut seit dem frühen 19. Jahrhundert (»Völkerfrühling«) an vielen Stellen Europas gezeigt, als bis zu diesem Zeitpunkt unter dem Dach fremder Sprachen verbliebene kleinere Sprachen beziehungsweise Kulturen versucht haben, sich eine eigene (»propriale«) wissenschaftliche Schriftlichkeit beziehungsweise Überdachung zu verschaffen, zuletzt sogar – was freilich nicht so positiv zu bewerten war – unter weitgehendem Verzicht auf die weitere Partizipation an den fortan als »feindlich« empfundenen früheren Schrift-Dächern. Leider hat sich in dieser (nationalistischen) Extremphase eine Tendenz offenbart, die auch bei den heute beobachtbaren Diffusionsprozessen von English only auftritt, nämlich der programmatische und sogar im Zeichen des »Fortschritts« stehende Verzicht auf Mehrsprachigkeit und – damit verbunden – die implizite Restauration des mittelalterlichen Stigmas »Quod Graecum est, non legitur« in anderer Form: »Quod x est, non legitur«.

In dieser Formel sind zwei sozial überaus folgenreiche Komponenten wirksam: Die eine zielt auf die Sprache selbst: dem Leser wird mitgeteilt, dass die Sprache Griechisch kaum bekannt ist beziehungsweise als nicht wert angesehen wird, erlernt zu werden; die andere Komponente zielt auf die Existenz und den Inhalt der auf Griechisch geschriebenen Bücher. Diese werden nicht nur als prinzipiell lesenswert dargestellt, sondern es wird auch suggeriert, dass das in ihnen niedergelegte Wissen »an sich« nichts wert sei.

Die heute in praktisch allen Ländern beziehungsweise Sprachräumen Europas hinsichtlich English only in den Geisteswissenschaften vorherrschende Situation kann wie folgt charakterisiert werden:

1. Die überkommenen Schrift- und Publikationskulturen werden kontinuierlich und substitutiv durch English only zurückgedrängt. Es besteht zwischen den beiden Kulturen eine nur als vorübergehend angesehene Komplementarität; angepeilt ist die unbestrittene Dominanz von English only.
2. Motivation: Die vor allem von Universitätsleitungen, wissenschaftsfördernden Institutionen (wie Deutsche Forschungsgemeinschaft, Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung oder Schweizerischer Nationalfonds etc.), Wissenschaftsverbänden und auch von Verlagen ausgegebenen Parolen beziehungsweise Richtlinien verlangen mehr-

heitlich vom wissenschaftlichen Nachwuchs und vor allem von dessen forschender Elite programmatisch ein »internationales« Agieren im Zeichen von English only und damit – mehr oder weniger explizit – den Verzicht auf ein Auftreten in der Muttersprache.

Dadurch ist zwischenzeitlich ein an praktisch allen Universitäten Europas anzutreffendes Meinungsklima entstanden, demzufolge zwei »Weltgleichungen« als unumstößliche Wahrheiten angesehen werden:

- a) wissenschaftlich = englisch

Umgesetzt auf alte abendländische Sinnsprüche, wie zum Beispiel »extra ecclesiam nulla salus« (»kein Heil außerhalb der Kirche«) könnte diese »Wahrheit« wie folgt ausgedrückt werden: »extra linguam anglicam nulla salus scientifica« (»außerhalb des Englischen kein wissenschaftliches Heil«).

- b) grenz- beziehungsweise sprachraumüberschreitende (»internationale«) wissenschaftliche Kooperation = nur möglich auf Englisch

Bekanntlich kann man ja aus bereits existierenden Gleichungen unschwer andere Gleichungen ableiten beziehungsweise die einen auf die anderen beziehen. Daher folgt im Zeichen der »fortschrittlich-innovatorischen« Verschränkung der obigen zwei Gleichungen:

- c) nichtenglische Sprachen = störend, unzumutbar und überflüssig
- d) nichtenglische Wissensinhalte beziehungsweise Bücher = störend, unzumutbar und überflüssig
- e) persönliche Beherrschung und Praktizierung mehrerer (Fremd-)Sprachen = überflüssig (zudem uncool, wenn nicht reaktionär).

Interessant ist, dass es im Rahmen der Soziolinguistik(en) der verschiedenen Philologien wunderbare Begriffe und Methoden gibt, den Prozess der Verdrängung einer oder mehrerer Sprachen im Licht von Sprachkonflikt und Sprachkontakt zu beschreiben und die dabei auftretenden Phänomene zu analysieren. Dabei hat sich eine ältere und jüngere Sachlagen vergleichend analysierende Kontakt- und Konfliktlinguistik etabliert, sodass man das »innere Wesen« zahlreicher antiker, mittelalterlicher und neuzeitlicher Sprachverdrängungsprozesse recht gut erkennen kann.

Dazu führe ich ein einfaches, aber überaus sprechendes Beispiel an: Aus der Provence, also dem Südosten Frankreichs, sind für die Zeit zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert zahlreiche Weihnachtsspiele (»Noëls provençaux«) überliefert. Dabei handelt es sich um kleine dramatisierte Dialoge

mit eingestreuter Musik, in denen die zur christlichen Weihnachtsgeschichte gehörenden Figuren als *dramatis personae* auftreten: Wir begegnen dabei neben Maria, Josef und dem Christuskind auch Gottvater, den Engeln, den Heiligen drei Königen und auch mehreren »kleinen Leuten« (wie den Hirten etc.). Klarerweise entsprechen diese Figuren der biblischen Heilsgeschichte und stehen daher zueinander in einer eindeutigen Hierarchie, an deren Spitze sich Gottvater befindet, während der gesellschaftliche Platz der Hirten »ganz unten« ist.

Beim diachronen Vergleich dieser reichhaltigen Dokumentation zeigen sich nun hochinteressante Entwicklungen bei der Verwendung der Sprachen Latein, Okzitanisch (beziehungsweise Provenzalisch) und Französisch durch diese Figuren. In den ältesten Versionen redet allein Gott Vater in Latein, während sich alle anderen Figuren im zeitgenössischen beziehungsweise ortsüblichen Okzitanischen, also auf Provenzalisch, ausdrücken. Dies entspricht vollauf der im Mittelalter im Süden Frankreichs vorherrschenden Sprachenhierarchie.

Nach der gewaltsamen Annexion weiter Teile des Südens Frankreichs durch die französische Krone zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert kam es in den eroberten Gebieten zu einer progressiven Verdrängung der verschiedenen Varietäten des dort seit der Romanisierung entstandenen Okzitanischen und zu deren schrittweisem Ersatz durch die neue Dachsprache Französisch. Diese taucht in den Noëls ab dem frühen 16. Jahrhundert zuerst als Sprache der Engel und der Heiligen drei Könige auf, erfasst daran anschließend – an den unteren Stufen der Hierarchie – auch Maria und Josef und letztendlich – am obersten (beziehungsweise »ganz heiligen«) Ende der sozialen Stufenleiter – sogar Gottvater. Dieser spricht fortan in der Sprache des in der fernen Ile-de-France regierenden Königs. Dagegen überlebt das früher fast allein herrschend gewesene Provenzalische nur mehr bei den Hirten, also »ganz unten«.

Diese am Beispiel einer ganz einfachen Textgattung feststellbaren linguistischen Sachverhalte sind auch in extra-linguistischer Hinsicht bedeutsam. Das Auftreten der drei konkurrierenden Sprachen entlang einer als diachron weitgehend stabil anzusehenden sozialen Skala reflektiert deutlich den Wandel der sozialen Stellung dieser Sprachen. Analoges konnte und kann man immer wieder an vielen Ecken dieser Welt feststellen, klarerweise auch bei der Ausbreitung von English only.

In diesem Sinn ist eine der intensivst wirksamen Begleiterscheinungen, wenn nicht Motoren der Durchsetzung von English only in den Geisteswissenschaften, der sich überall implizit einnistende Glaube an eine Hierarchie nicht nur der Sprachen an sich, sondern auch der in ihnen niedergelegten

Wissensinhalte. Quasi jeder als wissenschaftswürdig angesehene Sachverhalt kann durch seine Verwortung und Publikation auf Englisch an Prestige und Durchsetzungskraft gewinnen. Damit kommt dem Englischen im Grunde der Rang einer »heiligen Sprache« zu, die allein durch ihre Applikation auf irgendwelche kognitive oder diskursive Sachverhalte diese »segnet« und ihnen damit einen höheren Stellenwert verleiht.

Damit sind wir im Bereich von Religion und – *horribile dictu* – Aberglauben angelangt, auf jeden Fall aber weit davon abgerückt, was jeder Intellektuelle gerne für sich als Legitimationsbasis für sein wissenschaftliches Tun und Lassen in Anspruch nehmen möchte, nämlich der Domäne der »Aufklärung«.

Nur nebenbei: Zu »heiligen Sprachen« gehören auch Hohepriester (beiderlei Geschlechts) und von diesen beweihräucherte Kapellen. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1939–2002) hat dazu sehr erhellende Bücher geschrieben. Der darin zur Charakterisierung spezieller universitärer beziehungsweise akademischer Gruppendistinktionen verwendete Schlüsselbegriff lautet *Habitus*. Leider ist Bourdieu durch seinen frühen Tod daran gehindert worden, in seine *Habitus*-Forschungen auch das Phänomen *English only* einzubeziehen.

In ähnlicher Weise ist ein weiterer, heute mantraartig verwendeter Begriff – nämlich *Internationalität* – mit fast als religiös anzusprechenden Konnotationen aufgeladen worden. Den Naturwissenschaften (und anderen) sei zugestanden, dass die zu ihren Themen verfassten Publikationen wirklich an jedem Winkel dieser Welt ihr Publikum finden können und sollen. Allerdings ist die unkritische Übernahme dieser Forderung für die Produkte der Geisteswissenschaften überaus problematisch. Eine Studie zu den stilistischen oder dramaturgischen Feinheiten der *Opera* von Jean-Baptiste Poquelin alias Molière (1622–1673), Carlo Goldoni (1707–1793) oder Felix Lope de Vega Carpio (1562–1635) setzt für ihre adäquate, also im Zeichen von echter Wissenschaft erfolgende Lektüre aufseiten der Leser die exzellente Kenntnis der Sprachen dieser drei Autoren voraus. Diese Voraussetzung grenzt aber den Kreis der potenziellen Rezipienten solcher Studien enorm ein. Dieser kann nur jene Forscher umfassen, die über die fraglichen Sprachenkenntnisse verfügen.

Der heute für solche Konstellationen oft gebrachte Einwand, dass man die fraglichen Subtilitäten auch auf der Grundlage einer englischen (oder anderen) Übersetzung dieser drei Autoren diskutieren könne, sprengt meines Erachtens die von mir als gegeben vorausgesetzte Wissenschaftlichkeit (beziehungsweise auch Exzellenz) des Forschens und Publizierens über die drei genannten romanischen Dramatiker.

Freilich (beziehungsweise leider!) nimmt heute die Zahl jener Textanalysen, die nur mehr an – möglichst englischen – Übersetzungen vorgenommen werden, in den verschiedenen Philologien aus Mangel an entsprechenden Kenntnissen der Originalsprachen kontinuierlich zu. Nur kann meines Erachtens solchen »erleichterten« Elaboraten – und da bin ich wohl ein »Gefangener« der Werte meiner Generation – das Prädikat der Wissenschaftlichkeit nicht mehr anstandslos zuerkannt werden. Vielmehr bewegt man sich hier im Bereich von Divulgation und Wissenschaftsjournalismus.

Durch das in der Tat als synergetisch zu bezeichnende Zusammenwirken der Beati- oder gar Sanktifizierung des Englischen und der mondialen Absolutsetzung von Internationalität hat sich bei vielen Fachvertretern der Geisteswissenschaften die Überzeugung festgesetzt, dass die früher üblich gewesene Publikation in mehreren Sprachen und der damit verbundene persönliche Multilinguismus nicht nur überflüssig beziehungsweise obsolet, sondern richtiggehend uncool und sogar karriereschädigend geworden ist.

Sollte man eine Therapie der hier aufgezeigten Defizite ins Auge fassen wollen, dann wäre die Sanierung dieser fundamentalen Entwertung der medialen und persönlichen Mehrsprachigkeit die allerwichtigste Baustelle. Dies umso mehr, als die an dieser Devalorisierung Hauptbeteiligten ihr Geschäft in aller Offenheit verrichten und somit gut bekannt sind: Universitätsleitungen, Curricula-Planer, Forschungsförderungseinrichtungen, Wissenschaftsagenturen, Zeitschriftenherausgeber, Verlage und so weiter.

Aus dem Rückgang auch der passiven Mehrsprachigkeit im Bereich der Geisteswissenschaften ergibt sich nicht nur bei allen nicht-englischen Texten der Jetztzeit, sondern auch bei jenen aus früheren Epochen eine deutlich geringere Lesetätigkeit. Dabei wird nur allzu leicht übersehen, dass die Gesamtheit aller nicht-englischen Opera der Vergangenheit de facto den weit überwiegenden Großteil des geistigen Erbes Europas darstellt.

Mit anderen Worten: Im Zeichen von English only und den damit verbundenen Ent- und Neubewertungen entgleitet uns Europäern immer mehr das gemeinsame geistige Fundament. Zudem geraten jahrhundertealte kulturelle Netzwerke zunehmend aus unserem Visier und geraten in ein von Ignoranz und Indifferenz geprägtes Dämmerlicht.

3. Einige Beispielfälle aus meinem eigenen Berufsleben

In der Folge werde ich anhand einiger selbsterlebter »Episoden« die obenstehenden Darlegungen exemplarisch illustrieren.

3.1. Publizieren auf Katalanisch: Nicht mehr erwünscht an der Universität Barcelona

Ich habe eine alte Vorliebe für Katalanisch. Dieses habe ich noch zu Lebzeiten des Diktators Francisco Franco (gestorben am 20. November 1975) in Barcelona erlernt und konnte somit zweierlei aus allernächster Nähe kennenlernen: die Tragweite der Unterdrückung des Katalanischen durch die Franco-Diktatur und den Widerstand der einheimischen Intelligenz dagegen. Vor allem sind mir die geradezu euphorische Aufbruchstimmung in guter Erinnerung, die sich nach Francos Tod unter den katalanischen Intellektuellen ausgebreitet hat, und deren grimmige Entschlossenheit, dem Katalanischen nach dem Ende der Franco-Diktatur einen neuen »Schrift-Frühling« zu verschaffen.

Vor ein paar Jahren hatte ich ein in Kooperation mit einer Kollegin der Universität Barcelona zu einem katalanistischen Thema durchgeführtes Forschungsprojekt beendet und wollte mit ihr dazu eine abschließende Darstellung publizieren. »Naiverweise« dachte ich dabei an einen in katalanischer Sprache und in einer katalanischen Zeitschrift zu veröffentlichenden Artikel. Zu meinem großen Erstaunen musste ich von meiner Kollegin erfahren, dass sie in einem solchen Fall an ihrer Universität keine Bonus-, sondern sogar Maluspunkte in der Form einer erhöhten Lehrverpflichtung erhalten würde. Man erwarte von ihr eine »internationale« Publikation.

Ich gestehe ehrlich, dass ich bei dieser Meldung in Kenntnis dessen, worauf die Katalanen 35 Jahre zuvor mit Fug und Recht gehofft hatten, aus allen Wolken gefallen bin. Wie konnte es geschehen, dass sich der noch vor 35 Jahren so lebendige Drang nach der Emanzipation des Katalanischen von äußerer Dominanz (damals: durch das Spanische) total verflüchtigt und einer erneuten und zudem selbstgewählten Unterjochung (jetzt: durch English only) Platz gemacht hatte?

In »harten« Verhandlungen mit dem Rektorat der Universität Barcelona konnte schlussendlich erreicht werden, dass meine Kollegin die von ihr benötigten Bonuspunkte auch im Rahmen einer in französischer Sprache und in einer französischen Zeitschrift erfolgten Publikation erlangen konnte.

3.2 Eine »internationalisierte« Doktoratsprüfung, erneut in Barcelona

Noch in den Nullerjahren des laufenden Jahrhunderts war ich als Zweitbetreuer einer Dissertation tätig, die eine sprachliche Besonderheit des

chilenischen Spanischen zum Thema hatte. Mit der fraglichen Dissertantin, einer jungen Chilenin, habe ich klarerweise in deren Muttersprache, also auf Spanisch, verkehrt. Dasselbe tat sie auch mit ihrem eigentlichen Doktorvater, einem Linguistik-Professor einer privaten Universität der katalanischen Hauptstadt. Knapp vor dem abschließenden Doktoratsexamen wurde mir mitgeteilt, dass sich meine Dissertantin für ein »internationalisiertes« Prüfungsverfahren entschieden habe, das sich von der Normalvariante durch einen auf Englisch durchzuführenden Prüfungsteil unterschied. Mich hat das deshalb erstaunt, weil bei der vorliegenden empirischen und methodischen Problematik ein Rückgriff auf das Englische ein entbehrlicher Umweg beziehungsweise absolut überflüssig war. Doch wurde mir erklärt, dass die Universitätsleitung diese Option vor allem mit Blick auf ausländische Studierende vorgesehen habe, die solcherart etwaige Defizite beim Spanischen (oder auch beim Katalanischen) durch Rückgriff auf das Englische kompensieren könnten.

Freilich ging es hier nicht um eine solche Kompensation, sondern nur um den Charme des Reizwortes »international« (samt spanischen Ableitungen), den das unter diesem Zeichen ausgestellte Doktor-Diplom weitab von Barcelona verströmen könnte. In concreto verlief der international, also auf Englisch abgehaltene Teil der Prüfung eher peinlich, da sowohl der Prüfling wie die einheimischen Prüfer des Englischen nur höchst mittelmäßig mächtig waren.

3.3 In Wien abgehaltene Tagung einer an der Universität Cambridge angesiedelten Gesellschaft für das Studium bestimmter linguistischer Eigenheiten von italienischen Dialekten

Die Sache ist in der Tat verzwickt, aber nicht untypisch für meine Mutterdisziplin, die Romanistik: ein ausländischer Romanist, hier eben aus England, »institutionalisiert« die Erforschung bestimmter Phänomene des Italienischen und seiner Dialekte durch die Gründung einer kleinen Fachgesellschaft, zu deren Mitgliedern neben einigen Engländern und Kontinentaleuropäern vor allem viele Italiener gehören. Die internen Papiere dieser Gesellschaft sind zweisprachig (englisch/italienisch), der englische Leiter ist persönlich in bewundernswerter Weise polyglott, auch unter Einschluss des Deutschen. Eine der Traditionen dieses Fachverbands sieht »itinerierende« Jahrestagungen vor. Diese finden demnach in stets anderen Universitätsstädten statt.

Vor ein paar Jahren war also Wien an der Reihe. Bei der Einholung von Vorschlägen für die zu haltenden Vorträge ergab sich jedoch eine sprachliche

Besonderheit. Die weit überwiegende Mehrzahl der nativ-italophonen Teilnehmer kündigte ihre Vorträge auf *Englisch* an, sodass sich während des in Wien abgehaltenen Kongresses das Kuriosum ergab, dass im Auditorium, das großteils aus des Italienischen muttersprachlich und nur zum geringen Teil aus – freilich auf sehr hohem Niveau – fremdsprachlich kundigen Zuhörern bestand, ausschließlich auf Englisch vorgetragen und diskutiert wurde. Dabei betrafen alle abgehandelten Themen exklusiv das Italienische oder dessen Dialekte. In sprachlicher Hinsicht gab es dazu nur zwei Ausnahmen: meinen auf Italienisch gehaltenen Eröffnungsvortrag und einen weiteren italienischen Plenarvortrag von einer italienischen Kollegin (der nicht mehr allerjüngsten Generation).

Was mich damals einigermaßen erstaunt hat, war die weitgehende »Selbstverständlichkeit«, mit der die anwesenden Italiener das an sich ja vielfach hinterfragbare und streckenweise sehr stark an eine Travestie erinnernde Geschehen hingenommen haben. Hinzuzufügen ist aber noch, dass sich auch in der Romanistik in gewissen Themenbereichen (wie Phonetik, Morphologie oder Syntax) schon längst ein großes Verlangen nach Sanktifizierung (der angestellten Analysen) durch die ausschließliche Verwendung der Heilssprache Englisch breitgemacht hat, sodass es zwischenzeitlich geradezu unstatthaft, ja sogar tabu geworden ist, sich dazu – ob nun selber nativ-romanofon oder nicht – auf Nicht-Englisch zu äußern.

Der Zufall wollte es, dass ich die oben erwähnte italienische Kollegin einige Wochen später in Rom wiedergesehen habe und dabei mit ihr die kommunikativen Begleiterscheinungen der Wiener Tagung besprechen konnte. Dabei ist – was ich nicht so rasch vergessen werde – die fragliche Kollegin nach kurzer Zeit in Tränen ausgebrochen und hat ihre eigenen Landsleute, die ja allesamt bei der Diskussion nationaler Themen die eigene Nationalsprache aus höchst fragwürdigen Motiven zurückgestellt beziehungsweise verraten hatten, wörtlich als »pifferini pappagalleschi« bezeichnet. Darunter verstand sie unbedarfte Leute (*piffer-imi*), die nach der Art von Papageien (ital. *pappagallo*) ein Lied nachpfeifen (ital. *piffero* »Pfeife«), das ihnen irgendwelche *padroni* vorgesungen hatten.

Ich habe Ähnliches vorher und nachher noch des Öfteren erlebt. Kurioserweise reagieren nur mehr ganz wenige Fachgenossen so betroffen wie diese italienische Kollegin. Die meisten empfinden vielleicht noch ein leises Unbehagen, arrangieren sich aber protestlos mit dem ihnen abgeforderten English only.

3.4 Going Romance an der Universität Utrecht

Vorauszuschicken ist, dass es – wie mir viele Kollegen seit vielen Jahren immer wieder berichtet haben – den Geisteswissenschaften an den holländischen Universitäten gar nicht gut geht. Nicht nur finanziell beziehungsweise institutionell, sondern auch hinsichtlich Wertschätzung beziehungsweise Prestige. Dies betrifft vor allem traditionellere Zweige beziehungsweise Domänen der Geisteswissenschaften. Der jüngeren Generation verbleibt da nur mehr die Flucht in zeitgeistkonforme Sektoren der geisteswissenschaftlichen Forschung. Jüngst habe ich über einen italienischen Kollegen eine exklusiv auf Englisch abgefasste Einladung zu einer an der Universität Utrecht abzuhaltenden Fachtagung zur romanischen Sprachwissenschaft erhalten, die den saloppen Titel »Going Romance« trug. Darin wurde zwar das Englische als alleinige Sprache der Tagung und der nachfolgenden Publikation festgelegt, allerdings auch erwähnt, dass für die Abgabe kleinerer Statements die romanischen Sprachen Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch toleriert würden.

Wer würde sich hier nicht an die eingangs erwähnten provenzalischen Noëls erinnern fühlen? Ich frage mich in solchen Fällen immer, mit welcher Grundeinstellung die fraglichen Kollegen an die romanischen Sprachen herantreten? Hatten sie je ein Empathie-geleitetes beziehungsweise seriöses Interesse daran, sie zu erlernen und später im direkten Umgang mit Land und Leuten ausgiebig zu verwenden? Oder ging es ihnen nur darum, sie als nützliche »Daten-Steinbrüche« zu verwenden? Ich hatte meine neuphilologischen Studien eigentlich immer als eine Sache der persönlichen Empathie zu den Sprachen und Ländern der Romania aufgefasst und in meiner Zuwendung zu diesen Kulturen eine Art von grenzüberschreitender Hommage gesehen. Französisches oder Italienisches in den Mund zu nehmen oder mit der Feder zu produzieren, war für mich durchaus eine Art von Ehrerbietung.

Das Gegenteil ist die Ehrabschneidung. Solches liegt für mich dann vor, wenn beim Reden (und Schreiben) über romanische Sprachen diese ganz programmatisch nicht mehr selbst zu Wort kommen dürfen und daher – um einen oft gebrauchten Terminus des okzitanischen Dichters, Philologen und Patrioten Robert Lafont (1923–2009) zu gebrauchen – »okkultiert«, das heißt in die Unsichtbarkeit abgedrängt werden. Sich programmatisch um die Sichtbarkeit beziehungsweise Sichtbarmachung (auch) nicht-englischer Sprachen zu bemühen, verweist heutzutage aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine längst »uncool« gewordene Einstellung.

3.5 Forschungsförderung und sprachraumspezifische Diskriminierung

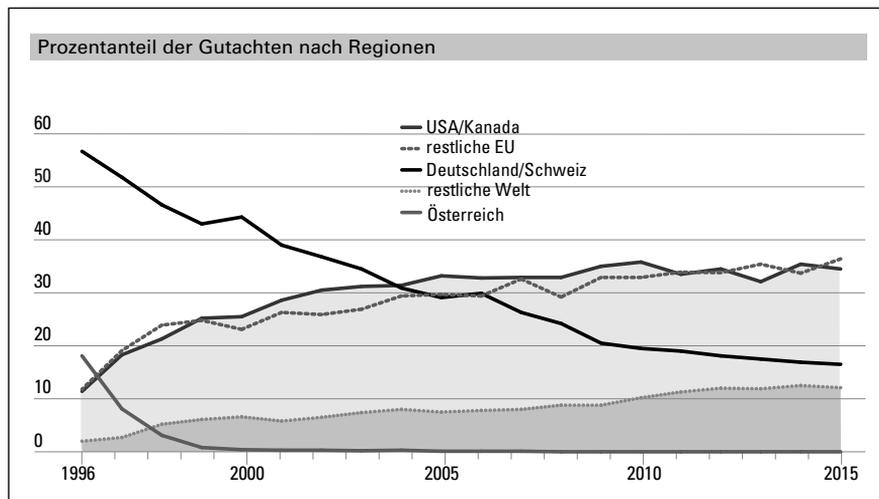
Hier geht es um die österreichische Forschungsförderungsorganisation FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung), die im Jahr 2018 ihren 50. Geburtstag feierte. Ich hatte – wie eingangs erwähnt – die Ehre, dem FWF neun Jahre lang (2000–2008) als Referent für Sprach- und Literaturwissenschaften zu dienen. Meine Aufgabe war es damals, die eingehenden Projektanträge zunächst genau zu studieren, dann zu deren Begutachtung geeignete (und vor allem bereite) Gutachter zu finden, die von diesen erstellten Texte kritisch und vergleichend zu bewerten sowie abschließend im Plenum beziehungsweise im Gespräch mit anderen Referenten über zwei Modalitäten zu entscheiden: a) über Zurückweisung oder Bewilligung der begutachteten Projekte, b) bei Bewilligung über die Höhe der zuzuerkennenden Fördersumme.

Der FWF war und ist hinsichtlich der ihm von den österreichischen Staatsorganen zur Verfügung gestellten Gelder ausgesprochen arm beziehungsweise schlichtweg unterfinanziert. Dementsprechend hart sind die bei den Plenarsitzungen zwischen den einzelnen Referenten beziehungsweise deren Disziplinen ausgefochtenen Verteilungskämpfe. Bei meinem Eintritt in den FWF war für den Bereich der Geisteswissenschaften die bedingungslose Befolgung von English only noch nicht die Regel, jedoch ist diesem in den nachfolgenden Jahren – gegen den gut argumentierten und durchaus als zäh beziehungsweise energisch zu bezeichnenden Widerstand durch mich und meine Kollegen aus den Geisteswissenschaften (Historie, Kunstgeschichte etc.) – immer mehr Platz gegeben worden.

Diese Ausdehnung von English only durch die Leitungsorgane des FWF erfolgte weitgehend »stillschweigend«, das heißt ohne die Abführung »echter« Diskussionen beziehungsweise unter Abgabe karger und zudem aus meiner geisteswissenschaftlichen Sicht wenig schlagkräftiger Argumente.

Zu diesen »wenig schlagkräftigen« Argumenten zählte eine folgenschwere Maßnahme, die schon vor meinem Eintritt (2000) von der Leitung des FWF getroffen worden war. Diese sah vor, dass der Anteil der aus dem außerösterreichischen deutschen Sprachraum – de facto also aus Deutschland oder der Schweiz – eingeholten Gutachten progressiv und konsequent gegen Null herabgedrückt werden sollte. Dies sollte die Objektivität und die interdisziplinäre Vergleichbarkeit der Begutachtungen sicherstellen.

Abbildung 1: Entwicklung der regionalen Herkunft der vom FWF zwischen 1996 und 2015 eingeholten Gutachten. Man beachte besonders den kontinuierlichen Abfall der für deutsche und Schweizer Gutachten geltenden Kurve. Im Jahr 1992 lag deren Anteil sogar noch bei knapp 70 Prozent.



Quelle: FWF 2015: 45.

Der FWF hat auf diese Maßnahme stets mit unverhohlenem Stolz hingewiesen und in allen Jahresberichten Liniengrafiken publiziert, die den kontinuierlichen Abfall der entsprechenden Prozentkurve deutlich zeigen. Zudem wurde von Seiten des FWF betont, dass diese Maßnahme zur Erlangung einer größeren Objektivität und zur Sicherstellung der angepeilten »Exzellenz« unabdingbar sei. Zunächst sind dazu zwei Monita festzuhalten, auf die ich FWF-intern immer wieder – aber ohne jeden Wiederhall – hingewiesen habe: a) dass hier den in Deutschland oder der Schweiz tätigen Fachkollegen pauschal eine gegenüber dem Rest der Welt geringere Zuverlässigkeit bei der Begutachtung unterstellt wird; und b) dass denselben Kollegen letztendlich eine nicht hinreichend große wissenschaftliche Kompetenz zugeschrieben wird. Ich halte diese beiden Unterstellungen nach wie vor schlichtweg für skandalös.

Dann ist, mit ausschließlichem Blick auf die Geisteswissenschaften, festzustellen, dass viele unserer Disziplinen – historisch gesehen – »deutsch« sind, also in den letzten Jahrhunderten innerhalb des deutschen Sprachraums entstanden sind, an den dortigen Universitäten ihre erste institutionelle Verankerung erfahren haben und ebendort ihren ersten, auch international

beachteten »Höhenflug« erlebt haben. Das betrifft zum Beispiel nicht nur meine eigene Disziplin, die Romanistik, sondern auch die Germanistik, Indogermanistik oder Slawistik sowie auch zahlreiche Sektoren der Historie im weitesten Sinn.

Dieser Umstand hat aber zur Folge, dass auch heute noch für viele geisteswissenschaftliche Fragestellungen die größte Kompetenz inner-, und nicht außerhalb des deutschen Sprachraums anzutreffen ist. Dabei soll nicht bestritten werden, dass es angesichts der Kleinheit Österreichs und seiner Universitätslandschaft angemessen und de facto auch klug ist, in Österreich konzipierte Forschungsprojekte nicht von autochthonen Fachleuten begutachten zu lassen. Dieser Praxis ist der FWF – sicher zu Recht – sehr rasch nach seiner Gründung gefolgt. Dass aber im vom FWF gepflegten »Exzellenzprozess« ganz explizit auf den Einbezug deutscher Expertise und Kompetenz verzichtet wird, ist doch mehr als erstaunlich.

Einer der (sowohl unvermeidbaren sowie auch weitgehend im Hintergrund verbleibenden) Metaeffekte dieser Maßnahme ist natürlich, dass vor allem den jüngeren Projektanten indirekt vermittelt wird, dass deutsch funktionierende Köpfe weder Kompetenz noch Exzellenz entwickeln können. Wenigstens keine solche, die vom FWF akzeptiert werden könnte.

Wenn also, wie vor ein paar Jahren geschehen, dem FWF von einer Gruppe einheimischer Germanisten ein Großprojekt mit dem Generaltitel »Deutsch in Österreich« (DiÖ) vorgelegt wurde, dann war es für alle Fachleute klar, dass die diesbezüglich zur Begutachtung heranziehbaren Kompetenzen vorrangig, wenn nicht ausschließlich, in Deutschland oder der Schweiz zu finden wären. Da aber der FWF bei der Begutachtung größerer Projekte wie des DiÖ sogar bei der Germanistik nur mehr das Englische zulässt und außerdem der oben beschriebene Ausschluss deutscher und Schweizer Kollegen wirksam wird, hat sich das Kuriosum ergeben, dass über die Annahme des (auf Englisch eingereichten) Projektes DiÖ durch englische Gutachten aus Übersee, Belgien und Norwegen entschieden wurde, wobei deren Autoren nicht einmal zur Gänze über eine volle (Lese-)Kompetenz im Deutschen verfügten. Angesichts dieser Absurdität erhebt sich natürlich auch die Frage nach dem *verantwortlichen* Umgang mit kultureller Vielfalt an sich. Damit sind wir aber an einem Punkt angelangt, wo wieder einmal ein antiker Autor zu Wort kommen muss: *difficile est satiram non scribere* (Decimus Iunius Iuvenalis, Satiren I, 30).

4. Auf dem Weg zu einer »Therapie«

Einer meiner leider schon verstorbenen linguistischen Weggefährten – der deutsch-belgische Kontaktlinguist Peter Nelde (1942–2007), ein leidenschaftlicher Verfechter und Verteidiger der Mehrsprachigkeit im Bereich der Geisteswissenschaften – hat schon in den 1990er-Jahren den folgenden, meines Erachtens sehr zutreffenden Slogan geprägt: Einsprachigkeit ist heilbar.

Heilen: was und wie? Von kapitaler und primordialer Bedeutung erschiene mir die Weckung eines klaren Bewusstseins für die auf lange Frist verbundenen Kosten und Nachteile von English only für die Gesamtheit aller Geisteswissenschaften. Dabei wäre es wichtig, diesen Bewusstseinswandel vor allem bei den jüngeren Generationen zu erreichen, nur leiden diese derzeit unter enormen, auch sozial sehr wirksamen Zwängen hinsichtlich Forschungsorganisation und Karriere. Daher wird die Zahl jener, die sich den geistigen und sozialen »Luxus« leisten können, gegenüber English only eine aktiv-kritische Haltung einzunehmen und sich damit als »widerständig« zu positionieren, vorerst eher überschaubar bleiben.

Nicht weniger wichtig erschiene mir ein Umdenken der institutionellen Akteure (wie Universitätsleitungen, Forschungsförderungsorganisationen etc.). Da sie in aller Regel – vor allem für die Speerspitze des forschenden Nachwuchses – Tempo und Marschrichtung des wissenschaftlichen Arbeitens vorgeben, sollte hier endlich eine sachadäquate Bewusstseinsänderung Platz greifen, die ich auch mit der Dimension der Verantwortung (für die Forschenden und die Geisteswissenschaften an sich) zu verbinden wäre. Zudem sollte man dort auch jene Reflexionen zur Kenntnis nehmen, die im Zusammenhang mit English only schon vor geraumer Zeit im Rahmen der Wissenschaftsethik entwickelt worden waren.

Leider werden heute im Zuge »universalistischer« Diskurse die prinzipiellen Unterschiede zwischen Natur- und Geisteswissenschaften unkritisch minimiert beziehungsweise unter den Tisch gekehrt. Wenn in diesem Sinn den Geisteswissenschaften Direktiven aufgezwungen werden, die für sie vorne und hinten nicht passen, zeigt sich einmal mehr, dass das, was für die einen gut und notwendig ist, für die anderen ein tödliches Gift sein kann.

Die allergrößte Hürde sehe ich aber – leider – bei den Einzelforschern selber. Diese müssten zu einer positiven Valorisierung der persönlichen Mehrsprachigkeit (und damit auch zur Übernahme der entsprechenden »Kosten und Mühen«) zurückfinden. Leider sind aber mit der Ausbreitung von English only auch Diskurse generalisiert und valorisiert worden, denen zufolge mittels English only die »Last« der Mehrsprachigkeit nachhaltig

beziehungsweise »endlich« beseitigt und damit »enorme wissenschaftliche Energien freigesetzt« worden seien. Ganz so wie bei der seit vielen Äonen von der Menschheit erträumten Außerkraftsetzung des »Fluchs« der babylonischen Sprachenverwirrung (Genesis 11, 1–9).

Solchen absolut illusionären, wenn nicht rosstäuscherischen Diskursen sollte realistisch, verantwortungsbewusst und durchaus entschlossen entgegengetreten werden.

Literatur

Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) (2015): Jahresbericht 2015, Wien (online unter: https://m.fwf.ac.at/fileadmin/files/Dokumente/Ueber_den_FWF/Publikationen/FWF-Jahresberichte/fwf-jahresbericht-2015.pdf – letzter Zugriff: 30.04.2020).

Goebel, Hans (2010): *English only* und die Romanistik – ein Aufschrei, in: Hartmut Schröder/Ursula Bock (Hg.), *Semiotische Weltmodelle. Mediendiskurse in den Kulturwissenschaften*. Festschrift für Eckhard Höfner zum 65. Geburtstag, Münster 2010, S. 189–214 (online unter: www.sbg.ac.at/rom/people/prof/goebl/docs/Goebl2009_English%20only.pdf – letzter Zugriff: 30.04.2020).

Goebel, Hans (2012): *English only*: nichts als Probleme, in: *Quo vadis, Romania?* Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik, Nr. 40/2012, S. 22–38 (online unter: www.sbg.ac.at/rom/people/prof/goebl/docs/Goebl2012_English%20only_QVR%2040%202012%20Impressum%20+%20Beitrag.pdf – letzter Zugriff: 30.04.2020).

Goebel, Hans (2017): Verlust europäischer Kultur, in: *Neue Zürcher Zeitung* am Sonntag, 19. Februar 2017, S. 54 (online unter: www.sbg.ac.at/rom/people/prof/goebl/docs/Goebl2017_Neue%20Zürcher%20Zeitung.pdf – letzter Zugriff: 30.04.2020).

TUTZINGER FORDERUNGEN

zur Sprache der Lehre an deutschen Hochschulen*

Die Hochschulgesetze der Bundesländer sind um die folgenden Klarstellungen zur Freiheit der Lehre und des Studiums zu ergänzen:

1. Alle Studiengänge sind in deutscher Sprache anzubieten.
2. Studiengänge für Master-Abschlüsse können zusätzlich zum deutschen Studiengang auch (modulweise oder vollständig) in einer anderen Sprache angeboten werden.
3. Für das Studium von Fremdsprachen und nicht deutschsprachiger Kulturen sind fachspezifisch anderssprachliche Lösungen zulässig und erwünscht.
4. Für Studenten nichtdeutscher Muttersprache sind Deutschkurse (Allgemein- und Fachsprache) verbindlich vorzusehen und mit Leistungspunkten zu honorieren, sodass im Laufe des Studiums zunehmend deutschsprachige Lehrveranstaltungen belegt werden können.
5. In Promotionsprogrammen gelten die Grundsätze 2 bis 4 analog.

Begründung

Die Grundrechte unserer Verfassung, insbesondere die Freiheit der Wissenschaft (Artikel 5 Absatz 3 GG) und die Freiheit der Berufswahl (Artikel 12 Absatz 1 GG), garantieren dem Bürger, in der offiziellen Landessprache studieren oder lehren zu können. Eine allgemeine umfassende Hochschulautonomie gibt es verfassungsrechtlich nicht. Die alternativlose (vollständige oder partielle) Umstellung deutschsprachiger Studiengänge, die zu Abschlüssen führen, auf die englische Sprache ist also nicht zulässig. Zum Schutz entsprechender Grundrechte von Studenten und Hochschullehrern bedarf es deshalb einer gesetzlichen Klarstellung in den Hochschulgesetzen der Länder.

Nutzen die Länder ihre Gesetzeskompetenz hierfür nicht oder allzu zögerlich, muss der Bund seine Kompetenz im Rahmen der konkurrierenden

* Anlässlich der Tagung *Die Sprache von Forschung und Lehre: Lenkung durch Konzepte der Ökonomie?*, veranstaltet von der Akademie für Politische Bildung, dem Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache e. V., Berlin (ADAWIS) und dem Zentrum für Europäische Bildung, Zagreb (ZEB) am 26./27. Februar 2018 in Tutzing.

Gesetzgebung ausüben, um gleichmäßige Lebensverhältnisse in Deutschland zu schaffen (Artikel 74 Absatz 1 Nummer 33 GG). Die Länder könnten zwar nach Artikel 72 Absatz 3 Nummer 6 GG abweichende Regelungen erlassen, müssten sich allerdings ebenfalls im Rahmen der Gewährleistungen der Grundrechte halten.

In Italien haben der Verfassungsgerichtshof (Corte Costituzionale, 21. Februar 2017) und das Oberste Verwaltungsgericht (Consiglio di Stato, 29. Januar 2018) im Falle der Technischen Universität Mailand (Politecnico di Milano) die verfassungsrechtliche Frage bereits höchstrichterlich geklärt. Die italienische Verfassung gestattet es nicht, in kompletten Studiengängen, die zu den Abschlüssen Master und Doktor führen, die offizielle Landessprache durch eine andere Sprache zu ersetzen. ADAWIS ist überzeugt, dass die Verfassungslage in Deutschland genauso gesehen werden muss. Einen Grundsatzprozess eines Hochschullehrers oder Studenten werden wir fördern. Für weitere Informationen sowie eine Liste der Unterstützer verweisen wir auf die Webseite von ADAWIS (www.adawis.de).

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Pavo Barišić war von 2016 bis 2017 Minister für Wissenschaft und Bildung der Republik Kroatien und ist gegenwärtig Professor für Philosophie und Dekan der Fakultät für Kroatische Studien der Universität Zagreb. Zuvor war er unter anderem Direktor des Instituts für Philosophie in Zagreb und des Departments für Philosophie an der Universität Split. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt die politische und Rechtsphilosophie. Daneben engagiert er sich als Generalsekretär der Internationalen Paneuropa-Union.

Dr. Jutta von Campenhausen ist seit 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Nach dem Studium der Biologie und Anthropologie absolvierte sie eine journalistische Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule, für die sie ein Seminar »Wissenschaftsjournalismus« konzipierte und leitete. Sie hat die Bücher *Wissenschaftsjournalismus* und *Wissenschaft vermitteln* geschrieben und arbeitet als Dozentin, unter anderem am Nationalen Institut für Wissenschaftskommunikation.

Prof. Dr. Thomas Corsten hat nach wissenschaftlichen Stationen unter anderem an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg seit 2010 die Professur für Griechische Geschichte, Altertumskunde und Epigraphik an der Universität Wien inne. Er ist Korrespondierendes Mitglied der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, an der er auch die Arbeitsgruppe Epigraphik leitet. Als Mitherausgeber wirkt er unter anderem am *Supplementum Epigraphicum Graecum* und am *Lexicon of Greek Personal Names* mit.

Dr. Hermann H. Dieter habilitierte sich 1985 im Fach Biochemische Toxikologie. Danach leitete er bis 2012 das Fachgebiet Toxikologie des Trink- und Badebeckenwassers im Umweltbundesamt auch als dessen bundesweiter Ansprechpartner für unterschiedlichste Fragen der Stoffbewertung. Daraus erwuchs sein Engagement für Wissenschaftsteilhabe in der Landessprache. Er ist Autor zahlreicher Buchbeiträge, Mitherausgeber des *Handbuches Trink-*

wasser aktuell sowie Mitgründer und Vorstandsmitglied des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS).

Prof. Dr. Dr. h.c. Peter L. W. Finke ist seit 2005 Sprecher des Netzwerks der Naturwissenschaftlichen Vereinigungen in Mitteleuropa. Er wurde 1982 als Professor für Wissenschaftstheorie an die Universität Bielefeld berufen, schied 2006 aber vorzeitig aus Protest gegen die Bologna-Reform aus diesem Amt aus. 1995 bis 1998 war er zudem Professor für Kulturökologie an der Universität Witten-Herdecke. In den letzten Jahren ist er insbesondere durch Bücher und Vorträge zur wichtigen Rolle der Amateure und zur Wissenschaftskritik bekannt geworden.

Prof. Dr. Siegfried Gehrman ist Gründungsmitglied und Geschäftsführender Vorstand des Zentrums für Europäische Bildung in Zagreb. Er forscht und lehrt an der Fakultät für Lehrerbildung der dortigen Universität am Lehrstuhl für Deutschlehrerbildung – interkulturelle Germanistik. Sein wissenschaftliches Interesse gilt dabei der Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitiken in Europa, Reformen der Fremdsprachenlehrerbildung, der interkulturellen Kommunikation und Bildungspolitik in Südosteuropa.

Prof. Dr. Hans Goebel war von 1982 bis zu seiner Emeritierung 2012 Ordinarius für Romanische Philologie an der Universität Salzburg. Neben seiner Mitgliedschaft in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen gehört er seit 1996 dem Wissenschaftlichen Beirat der Österreichischen Forschungsgemeinschaft an. Von 2000 bis 2008 war er zudem als Fachreferent beim Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung tätig. Seine Forschungsschwerpunkte sind Romanische Variationslinguistik und Dialektometrie.

Christoph Koch, Dipl. human. biol., MBA, gehört dem Editorial Board des Magazins »Stern« an, dessen Ressort Wissenschaft, Medizin und Technik er leitet. Er studierte Humanbiologie (Theoretische Medizin), Sozialwissenschaften sowie Gesundheitsmanagement und lernte das journalistische Rüstzeug auf der Henri-Nannen-Schule in Hamburg. In seinen Beiträgen und Büchern beschäftigt er sich unter anderem mit Wissenschaftskommunikation, Gesundheitsökonomie und Reformen im Gesundheitssektor sowie Journalistik.

Prof. Dr. Thomas Loew ist seit 2001 Professor für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie an der Universität Regensburg. Als Chefarzt leitet er die psychosomatischen Abteilungen am Universitätsklinikum Regensburg und an der Klinik Donaustauf. Er gehört zudem der Ständigen Kommission Leistungsevaluation in Forschung und Lehre der Arbeitsgemeinschaft der Wissenschaftlichen Medizinischen Fachgesellschaften an und ist Vizepräsident der Gesellschaft Europäischer Ärzte für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

Prof. Dr. Ralph Mocikat forscht auf dem Gebiet der translationalen Immunologie und experimentellen Tumorthherapie und lehrt an der Medizinischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München. Daneben befasst er sich mit Wissenschaftslinguistik, zu der er zahlreiche Publikationen vorgelegt hat. Er gehört zu den Gründern des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache (ADAWIS), dessen Erster Vorsitzender er ist.

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Müller ist seit 2014 Geschäftsführender Vizepräsident für Studium und Lehre der Technischen Universität München. Er war zunächst unter anderem für ein großes Ingenieurbüro tätig, bevor er 2004 zum Ordinarius für Baumechanik der TU München berufen wurde. Neben seiner Mitgliedschaft in zahlreichen Fachgremien ist er seit vielen Jahren Vorsitzender des Ausschusses Bildung der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau.

Prof. Dr. Richard Münch ist Emeritus of Excellence der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, an der er von 1995 bis 2013 den Lehrstuhl für Soziologie innehatte. Seit 2008 gehört er zudem als Ordentliches Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften an. Der Schwerpunkt seiner Forschungsarbeit liegt in der historisch-vergleichenden Untersuchung des gesellschaftlichen Wandels. 2018 erhielt er den Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für ein hervorragendes Lebenswerk.

Prof. Dr. Ursula Münch ist seit 1999 Professorin für Politikwissenschaft an der Universität der Bundeswehr München und seit 2011 Direktorin der Akademie für Politische Bildung in Tutzing. Zu ihren Forschungsgebieten zählen die Föderalismus- und Parteienforschung, Politikfeldanalysen sowie Fragen der gesellschaftlichen Integration. Sie ist unter anderem Mitglied im Wissenschaftsrat, im Direktorium des Bayerischen Forschungsinstituts für Digitale Transformation (bidt) und im Hochschulrat der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Prof. Dr. Olga Rösch hat seit 2001 die Professur für Interkulturelle Kommunikation an der Technischen Hochschule Wildau inne, an der sie 1995 das Sprachenzentrum aufgebaut und bis 2003 geleitet hat. Neben Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Interkulturellen Kommunikation sowie ihrer langjährigen Tätigkeit als Vizepräsidentin der Hochschullehrerbundes hat sie unter anderem am Projekt des Bundesforschungsministeriums »Futur: Der deutsche Forschungsdialog« mitgewirkt, bei dem Leitvisionen für die deutsche Forschungspolitik entwickelt wurden.

Prof. Dr. Eva Schlothember hat seit 2010 den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf inne, wobei unter anderem die Bildungs- und Bibliotheksgeschichte sowie die Kulturgeschichte zu ihren Forschungsgebieten gehören. Sie ist seit 2016 Vorsitzende des Ver-

bands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands und ist Mitglied der Zentralkommission der *Monumenta Germaniae Historica* (München).

Dr. Cornelia Schu ist seit 2014 Geschäftsführerin des Sachverständigenrats deutscher Stiftungen für Integration und Migration, dessen Forschungsbereich sie als Direktorin leitet. Die Germanistin verfügt über langjährige Erfahrungen an den Schnittstellen von Wissenschaft, Politik und dem Stiftungssektor. So war sie in verschiedenen Funktionen in der Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates und für die Stiftung Mercator tätig, bei der sie unter anderem den Themenschwerpunkt Integration geleitet hat.

Jörg Siegmund, M.A., ist seit 2012 wissenschaftlicher Assistent und Persönlicher Referent der Direktorin an der Akademie für Politische Bildung in Tutzing. Nach dem Studium der Politikwissenschaft, der Neueren Geschichte und des Öffentlichen Rechts in Freiburg, Glasgow und München war er an der Ludwig-Maximilians-Universität München und am Centrum für angewandte Politikforschung tätig. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Demokratie- und Wahlforschung sowie die Politikevaluation.

Johannes Singhammer hat für die Christlich-Soziale Union (CSU) verschiedene politische Ämter bekleidet und war von 1994 bis 2017 Mitglied des Deutschen Bundestages, als dessen Vizepräsident er zuletzt fungierte. Während seiner Zeit als Abgeordneter hat sich der Jurist mehrfach zu sprachpolitischen Fragen positioniert, unter anderem indem er 2013 den Antrag »Deutsche Sprache fördern und sichern« unterstützte, in dem auch die Bedeutung des Deutschen als Wissenschaftssprache hervorgehoben wurde.

Ulrich Steinbach ist seit 2016 Ministerialdirektor und Amtschef im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Nach dem Studium der Politik- und Verwaltungswissenschaft, Volkswirtschaftslehre und Soziologie sowie verschiedenen beruflichen Stationen unter anderem für Bündnis 90/Die Grünen wurde er 2011 in den Landtag Rheinland-Pfalz gewählt. Von 2015 bis 2016 amtierte er als Vizepräsident des Rechnungshofs Rheinland-Pfalz. Er ist zudem als wirtschafts- und finanzwissenschaftlicher Autor tätig.

Prof. Dr. Winfried Thielmann ist seit 2009 Professor für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache an der Technischen Universität Chemnitz und seit 2015 wissenschaftlicher Leiter des dortigen Sprachenzentrums. Seit 2018 ist er Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin und seit 2019 Sprecher des Wissenschaftlichen Beirats des Fachverbandes Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Seine Forschungsschwerpunkte sind Linguistik und Didaktik des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache, Wissenschaftssprache, linguistisch basierte Wissenschaftstheorie und Interkulturelle Kommunikation.

Prof. Dr. Günter-Ulrich Tolkiehn war von 1996 bis 2016 Professor für Wirtschaftsinformatik an der Technischen Hochschule Wildau. Er arbeitete zunächst als Physiker am DESY (Deutsches Elektronen-Synchrotron) und ab 1982 in leitender Funktion in einem mittelständischen IT-Unternehmen. Seit 1993 betreibt er ein Beratungsunternehmen für Telekommunikationslösungen. Daneben engagiert er sich auf dem Gebiet der Wissenschaftspolitik, unter anderem in der Arbeitsgruppe Wissenschaft von Transparency International Deutschland und im Hochschullehrerbund hlb.